

Merian | 12/2004

Allein gegen die Zensur

Er kämpft für Meinungsfreiheit und Menschenrechte und gegen die Kommunistische Partei. Seine Organisation gilt als wichtigste Quelle für Nachrichten aus dem chinesischen Untergrund, und sie hat genau einen Mitarbeiter: ihn selbst, Frank Lu

Text: Janis Vougioukas

Der junge Mann mit dem alten Gesicht schaut sich um, bevor er das Metallgitter zur Seite schiebt und die Stahltür dahinter aufschließt. Frank Lu hat gelernt, vorsichtig zu leben.

Drinnen kahle Wände, die Decke hängt niedrig über den Schreibtischen und dem speckigen Sofa. Neonlicht färbt den Raum in flirrendes Blau. Von hier aus führt Frank seinen Kampf gegen die größte Organisation der Welt: die Kommunistische Partei der Volksrepublik China.

Das kleine Büro im 14. Stock ist eine Nachrichtenmaschine mit klingendem Namen: Informationszentrum für Menschenrechte und Demokratiebewegung in China. Frank macht öffentlich, was China verstecken will, durchbricht die Nachrichtensperre und die Zensur der Partei. Ganz allein, unterstützt nur von seinen Informanten in China. In gekrümmter Haltung sitzt er an seinem Schreibtisch, ein schwächlicher Mann mit unruhigem Gemüt und traurigem Blick.

Frank war einmal ein glühender chinesischer Patriot, geboren im November 1964 in der zentralchinesischen Provinz Hunan. Er wuchs auf dem Land auf, stieg morgens mit seinen Freunden in die Berge, um den Sonnenaufgang zu beobachten und badete im Shao-Fluss.

Mit 16 meldete er sich zur Armee, die schickte ihn zur Offiziersakademie in Shijiazhuang. „Ich wollte immer Soldat sein und mein Land beschützen“, sagt er. Vor Russland, vor den USA. Vor der ganzen Welt. Er fühlte sich sicher in seiner Uniform, die Ausbilder lehrten ihn Gehorsam und Disziplin und Frank hatte das Gefühl, am Ziel zu sein.

Dann kamen seine Kameraden aus dem chinesischen „Erziehungsfeldzug“ gegen Vietnam zurück. Sie erzählten ihm, wie sie ein Bergdorf angegriffen hatten. Die Einwohner hatten sich in Tunneln versteckt, und die chinesischen Soldaten warfen Bomben in beide Eingänge. Die Höhle wurde zum Massengrab für 700 Menschen, viele davon Frauen und Kinder.

Als er das hörte, zerbrach in seinem inneren Mechanismus eine

Feder. Frank, der Soldat, schrieb zehn lange Briefe gegen den Krieg, schickte sie an die Volkszeitung und die Rote Fahne. „Ich habe nicht geglaubt, dass sie veröffentlicht werden, aber ich musste mir meine Wut von der Seele schreiben“, sagt er. Die Briefe wurden nie gedruckt, doch kurz danach erschienen drei Männer von der Militärpolizei. „Deine Briefe sind gegen das System“, sagten sie und nahmen ihn mit. Ständig bewache ihn ein Aufpasser mit Gewehr. Er wurde nicht gefoltert und nicht geschlagen. Aber in seiner Zelle brannte Tag und Nacht Licht. Seitdem kann er nicht mehr schlafen, nimmt jeden Abend Tabletten.

Ein Jahr später wurde Frank aus der Armee entlassen. Er arbeitete auf Baustellen und schlug sich durch, bis er 1985 an der Zhongnan University of Technology aufgenommen wurde.

Es war die Zeit des politischen Frühlings in China. Auf den Straßen hingen kritische Wandzeitungen, Studenten unterrichteten sich gegenseitig, jedes Jahr gab es kleine Reformen. Als Chinas Studenten im Frühsommer 1989 für Demokratie und Menschenrechte protestierten, organisierte Frank in Hunan einen Hungerstreik, Märsche und Sit-ins vor dem Sitz der Provinzregierung, 10 000 Studenten kamen. In der Nacht auf den 4. Juni eröffnet die 38. Armee des Militärbezirks Peking das Feuer auf die Studenten, die auf dem Platz des Himmlischen Friedens ausharrten. Mindestens 3000 Menschen kamen dabei ums Leben. In ganz China wurden die Anführer der Demokratiebewegung verhaftet. Auch Frank wurde von der Polizei überwacht und mehrmals festgenommen. 1993 konnte er aus einem Krankenhaus fliehen.

Als er in der Grenzstadt Shenzhen das Schnellboot nach Hongkong bestieg, hatte er nur einen Rucksack und eine Flasche Wasser bei sich. Er wusste er, dass es kein Zurück gab.

Frank schlug dünne Wurzeln in Hongkong, der fremden Stadt, in der sich immer mehr Verfolgte und Verbannte versammelten, die hier offen über ihre Ziele sprechen konnten. Hongkong war ihre kleine Insel der Freiheit. Frank lernte die kantonesische Sprache mit dem kehligen Klang, wohnte in einer drei Quadratmeter großen Kammer, zog immer wieder um. Eines seiner Quartiere war ein Dachverschlag neben dem Krematorium, das Tag und Nacht arbeitete und einen süßlichen Geruch über die Umgebung legte. Doch die Erinnerung ließ ihn nicht los. Bis heute nicht. Frank dachte an seine Kommilitonen in Haft und die Ziele, die er nicht zurückgelassen hatte. Er kaufte ein kaputtes Faxgerät, das er selbst reparierte und über Schmuggler nach China bringen ließ: ein dünner Draht von der Diktatur in die Freiheit. Seine Freunde im Untergrund berichteten ihm über Verhaftungen und Menschenrechtsverletzungen, und Franks Kampf begann. Er nahm

ein Blatt Papier und schrieb „Information Centre of Human Rights and Democratic Moments in China“ auf den oberen Rand und darunter eine Nachricht über 15 Dissidenten, die politische Reformen verlangten. Dann schickte er das Schreiben an fünf Korrespondentenbüros, deren Nummern er von Freunden bei einer Menschenrechtsorganisation bekommen hatte.

Das machte Frank jeden Tag. So ist er zum wichtigsten Nachrichtenlieferanten über Menschenrechtsverletzungen in seiner ehemaligen Heimat geworden. Passiert in China politisches Unrecht, piepst kurze Zeit später Franks Pager, und auf dem Display leuchtet eine chinesische Nummer, die zurückgerufen werden möchte. Frank meldet sich dann, hört zu, überprüft alle Informationen, schreibt seine Nachricht, immer noch mit der Hand, und schickt sie an die 120 Medienorganisationen, die er inzwischen in seinem Faxgerät gespeichert hat. Am nächsten Tag steht in der Zeitung „Nach Berichten einer Hongkonger Menschenrechtsorganisation...“

Als China zum Schlag gegen die Falun-Gong-Sekte ausholte, brachte Frank die Verhaftungen von Anhängern in die Weltnachrichten, genauso die Arbeiterproteste im Nordosten des Landes. Er wusste von den Studentenprotesten an der Pekinger Universität – nur wenige Kilometer von den Büros der internationalen Medien entfernt, die ohne Franks nichts mitbekommen hätten.

Im Dezember 2001 wurden in der Provinz Hubei fünf Führer einer protestantischen Untergrundkirche zum Tode verurteilt. Frank schrieb ein Fax, das eine internationale Protestwelle auslöste, und China wandelte das Urteil in eine lebenslängliche Haftstrafe um. „Ohne meinen Bericht wären sie im Himmel“, sagt er ohne Emotion. Er kann sich nicht mehr freuen.

3100 Faxe hat Frank bisher geschrieben und zehntausende Überschriften in Zeitungen weltweit Welt produziert. Eine Chronologie des Unrechts. Aber tief in seiner Seele, verschüttet und versteinert, hat er sich die Liebe zu seiner Heimat bewahrt: „Ich habe China immer geliebt.“ Er denkt oft an die Berge. Die Sonnenaufgänge. Den Shao-Fluss. „Aber ich hasse die Kommunistische Partei.“ Das ist sein Antrieb.

In den letzten Jahren ist Frank müde geworden, muss seine Stimme mit Mühe aus sich herausholen. Der Körper ist krank, der Magen, das Herz. Frank war noch nie im Urlaub. Am Faxgerät auf dem Kunstholz-Schreibtisch blinkt ein rotes Lämpchen: keine Tinte. Seit fünf Monaten reicht das Geld nicht, um die Telefonrechnung zu bezahlen. Geld von den Medien will er nicht annehmen, obwohl die ihm für seine Arbeit dankbar sind. Er will Informant sein, kein Verkäufer.

Frank Lu ist einer der letzten Dissidenten der Stadt. Mehr als sieben Jahre nach der Rückgabe Hongkongs wird die ehemalige Kolonie dem roten Mutterland immer ähnlicher. Fast alle ehemaligen Regimekritiker haben sich inzwischen nach Europa oder in die USA abgesetzt. „Ich kann in den Staaten nicht arbeiten“, sagt Frank. „Allein der Zeitunterschied.“

Franks Arbeit, sagt er, ist noch nicht getan. China entwickelt sich. Es gibt Elektrizitätswerke, Staudämme und Autobahnen in dem riesigen, wirtschaftlich aufstrebenden Land – aber keine Meinungsfreiheit. Deshalb wird Frank in Hongkong bleiben und weitermachen. Irgendwie. „Ich versuche, ein guter Buddhist zu sein“, sagt er, und seine Augen glänzen feucht. Er will sich nicht beklagen. „Vielleicht“, das ist seine Hoffnung, „werde ich im nächsten Leben glücklich.“